

Sascha Kaletka

„...aber die Unsicherheit bleibt“

Zur gestaltpsychologischen Rekonstruktion von Online-Supervision im Vergleich zur Präsenz-Supervision

Zusammenfassung

Der vorliegende Bericht analysiert aus beratungswissenschaftlicher Perspektive die Reflexive Tagung vom 05.02.2022. Ausgangspunkt der Analyse ist der von Elisabeth Rohr zentral gestellte Begriff der Resonanz, der im soziologischen und psychoanalytischen Verständnis auf empathiefähige Leiblichkeit verweist. Durch ein Verständnis geleitet, das gelingende Supervision somit (auch) auf leibliche Fähigkeiten zurückführt, wird der von Rohr gestellte Frage nachgegangen, warum Online-Supervision, trotz leiblicher Ferne, widererwarten gute Ergebnisse bewirken kann. Während dieser Frage nachgegangen wird, werden Online- und Präsenz-Supervision aus der gestaltpsychologischen Perspektive heraus beleuchtet und in ein bewusstseinsphilosophisch plausibles Verhältnis zueinander gerückt. Die entwickelte theoretische Grundlage wird abschließend durch einen Fall aus der supervisorischen Praxis plastisch gemacht und in einen nomothetischen Ausblick überführt.

1. Inhaltliche Zusammenfassung der Reflexiven Tagung und Fokusbildung

Mit einer rein faktischen Darlegung dessen, was der Körper sinnlich während einer Online-Supervision wahrnimmt und zu verarbeiten hat, verwies Rohr im ersten Teil ihres Vortrages auf die augenscheinlichen Differenzen zur Präsenz-Supervision: visuell existieren die Klient*innen während einer Online-Supervision nur als zweidimensionale und nur ausschnittshafte Abbilder. Auf einem rechtwinkligen Monitor wechseln diese rechtwinkligen Abbilder regelmäßig sprunghaft ihren Platz, wenn jemand die Funktion Hand heben aktiviert. In den Hintergründen sieht man einen Ausschnitt von privaten Räumen oder von einem Bahnabteil, einer Landschaft in Afrika oder von Fantasielandschaften.

Manche Klient*innen vernebeln ihren Hintergrund. Und Blicke treffen sich während einer Online-Supervision nie.

Teilnehmer*innen ergänzten dies, bspw. indem sie darauf aufmerksam machten, dass die Stimmen der Klienten*innen aus Lautsprechern tönen: das audiometrische Frequenzspektrum der menschlichen Stimme wird hierdurch abgeflacht, wodurch die Supervisor*in nie die physikalische Resonanz eines sprechenden Körpers spürt, den Widerhall einer menschlichen Stimme zwischen Wänden eines Raumes, der die Supervision physikalisch rahmt und ihr ein wahrnehmbares Gefäß ist. Während einer Online-Supervision dringt die Stimme eines*r Klient*in somit zu keinem Zeitpunkt ins Körpergewebe der Supervisor*in. In die menschliche Interaktion wird also Technik installiert, als ein Mittel das vermittelt, indem sie das Leibhaftige ins Symbolische transformiert und die natürliche Einheit von Mensch und analogem Zwischenraum auflöst.

Nach Rohr macht die technische Vermittelbarkeit die Veranstaltung Supervision organisatorisch flexibel, doch flacht sie die Begegnung der Teilnehmenden sinnlich ab. Deshalb definierte sie die Online-Supervision als eine Begegnung im Zustand der sinnlichen Deprivation.

Doch warum sollte dies für eine reflexive Supervision (wie sie in Bielefeld gelehrt wird) wichtig sein?

Für Rohr generiert Supervision ihre Ergebnisse nicht ausschließlich durch rein kognitive Reflexion, welche auf Logik und Syntax basiert. An dieser Stelle sei hinzugefügt, dass eine solche Fokussierung auf rein logischem Verstehen, das Bezug zu einer Theorie nimmt und der einzelheitlichen Analyse in der ersten Phase eines Fallverstehens gleichkommt (vgl. Kaletka 2018, Kap. 2.1) durchaus Teil von Supervisionsprozessen ist. Nach Rohr basiert Supervision jedoch gleichwertig auf Resonanz, auf einem interaktionistischen Geschehen, welches die Sinnlichkeit des Körpers benötigt, um emotionale Informationen wahrzunehmen.

1.1. Resonanz als supervisorische Methode

Resonanz basiert prinzipiell auf der Methode Empathie, bekanntgeworden durch die Forschung in der Psycho- und Gruppenanalyse, speziell durch die Forschung Carl Rogers,

die seinen klientenzentrierten Beratungsansatz hervorbrachte (vgl. Reiningger 2008, S. 13-21). Um Empathie jedoch in Resonanz zu überführen, bedarf es auf Seiten des*r Supervisor*in der Verbalisierung emotionaler Aspekte (vgl. Stangl 2022a; Reiningger 2008, S. 42ff.). Auf Seiten der Klient*in führt Resonanz dazu, mit Selbstexploration auf die Transaktion des*r Supervisor*in zu reagieren (vgl. Hellwig 2020; Reiningger 2008, S. 38).

Theoretisch ist Resonanz im Zusammenhang mit der sozialen Natur des Menschen und seinen inneren mimetischen Eigenschaften (vgl. Wulf 2017, S. 73-78) in Zusammenhang zu bringen, die geistes- und naturwissenschaftlich u.a. aus dem Blickwinkel der Theorie of mind (vgl. Förstl 2007) intensiv beleuchtet werden. Kommunikationspsychologisch ist sie im Sinne Schulz von Thuns (1996) auf den Kommunikationsebenen Selbstoffenbarung, Beziehung und anteilig auch auf der Ebene Apell phänomenologisch erlebbar, während auf der Sachebene ausschließlich sachbezogene und syntaktisch-logische Kommunikationsanteile vermittelt werden (vgl. S. 25-58).

Praktiker*innen ist Resonanz als Nutzung der körper-emotionalen Empathiefähigkeit phänomenologisch evident. Quantitative Forschung kann sie während einer professionellen Beratungssitzung – mit Einschränkungen – an einzelnen Transaktionen (bspw. am Verbalisieren emotionaler Inhalte, an der Thematisierung von Übertragungs- und Gegenübertragungsphänomenen oder an mancher Art der Paraphrasierung) kenntlich machen (vgl. Reiningger 2008, S. 42). Die Empathieforschung im Kontext professioneller Beratung ist umfangreich und kann im Rahmen dieses Artikels nicht abgehandelt werden. Margelisch (2000), die mit ihrer Bachelor-Arbeit hierüber einen systematischen Überblick verschafft, fasst jedoch für die Beratungswissenschaft Relevantes zusammen:

„Ein weiterer wesentlicher Aspekt [...] ist das empathische Verstehen [...] und die Rückmeldung des Verstandenen an den Klienten. Dadurch wird beim Klienten ein Prozess in Gang gesetzt, der ihm verhilft, seine Erfahrungen und sich selbst immer besser zu verstehen“ (S. 4).

Gelingende Resonanz in einer Supervision – dies sei hier noch angeführt – korreliert mit den bindungstheoretischen Konzepten des Haltens nach Winnicott (vgl. Auchter 2015, S. 29) und des Containings, wie sie u.a. von Wilfried R. Bion erforscht wurden (vgl. Thies 2020, S. 2ff.). Auch die Flash-Technik, ein von Michael Balint beobachtetes und in Beratungsprozessen wiederkehrendes Moment, sei hier angeführt: Der Flash entsteht synchron (!) bei Berater*innen und Klient*innen in Form eines körperlichen Hochgefühls,

wenn beide zur selben Zeit ein gestalthaftes Verstehen des Problems der Klient*innen entwickeln (vgl. Kaletka 2019, S. 22, 41; Eichfelder 2019, S. 130), in dem sich gleichzeitig auch eine Lösung des Problems abzeichnet.

1.2. Gestaltentwicklung ohne Resonanz oder Wie das Gehirn körperliche Ferne kompensiert

Resonanz ist beratenden Professionellen also phänomenologisch evident und offenkundig Teil einer hochwertigen Beratungsprozess-Qualität. Es stellte sich für Rohr die Frage, warum trotz der sinnlichen Deprivation, wie sie das körperliche Fern-Sein zu den Klient*innen während einer Online-Supervision nannte, die Online-Sitzungen – zu ihrem eigenen Erstaunen – häufig zu guten Erfolgen führen. (Rohr führte nicht aus, was sie als gute Erfolge erachtet; im Kontext des bisher Ausgeführten sollen sie in gemeinsames gestalthaftes Verstehen übersetzt werden.) Der Leib sei in der abstrahierten und sinnlich abgeflachten Begegnung zur Empathie und damit zur Resonanz nicht oder nur deutlich vermindert in der Lage.

Als eine mögliche Erklärung für das widererwartene häufige Vorkommen von gemeinsamem gestalthaftem Verstehen als Outcome von Online-Supervisionssitzungen bot Rohr Erkenntnisse aus der Neuropsychologie an: Mit bildgebenden Verfahren konnte dort belegt werden, dass bestimmte Hirnareale supra-aktiv werden, wenn der Mensch einen Gestalt-Schluss generieren muss, der auf Grund einer lückenhaften Realität im Grunde nicht möglich ist. Beispielweise zeigten sich Supra-Aktivitäten des auditiven Kortex einer Person, wenn dieser Person ein bekanntes Lied vorgespielt wurde, in dem jedoch regelmäßig kleine Lücken auftraten. Die Person füllte phänomenologisch die Lücken auf und gab nach dem Versuch an, dass das Lied keine Lücken gehabt habe.

Diesem Ansatz zufolge eifert also das Gehirn eines*r Supervisor*in während einer Online-Supervision mit neurologischen Kompensationsleistungen bis zu einem unbestimmten Grad dem Zustand nach, in dem es sich während einer Präsenz-Supervision, also in leiblicher Nähe zu den Klient*innen befindet.

Dieser Erklärung wohnte eine diffuse Plausibilität inne, die die eingangs gestellte Frage nach Resonanz im Zustand sinnlicher Deprivation aus einer naturwissenschaftlichen Perspektive zumindest ansatzweise erklären konnte. Doch was dies phänomenologisch bedeutet, wenn ein Gehirn Supra-Aktivitäten generiert, konnte diese Perspektive nicht erklären. Diesen Fragen wird deshalb im folgenden Kapitel durch das Eröffnen einer bewusstseinsphilosophischen Perspektive nachgegangen.

2. Bewusstseinsphilosophische Analyse von (Online-)Supervision

Um die gesuchten bewusstseinsphilosophischen Antworten auf die oben gestellten Fragen zu entwickeln, soll im folgenden Abschnitt vorerst der Begriff der sinnlichen Deprivation hinsichtlich seiner Konnotation und seiner assoziativen Potenz hin aufgeschlüsselt werden, was ausschließlich unter Zuhilfenahme von Subjektivität möglich ist: Im Text wird dies durch die Verwendung der ersten Person Singular markiert.

In einem nächsten Schritt soll die Online-Supervision in eine reflektierte Distanz zur dargelegten Konnotation des Begriffes der sinnlichen Deprivation gebracht werden. In dieser reflektierten Distanz soll die Begegnung von Inter-Individuen unter gestaltpsychologischer Perspektive rekonstruiert werden, sowohl in Präsenz als auch online. Hierdurch wird die von Rohr gegebene neuropsychologische Erklärung in die Bewusstseinsphilosophie übersetzt und plastisch ausformuliert.

2.1. Die pathetische Konnotation des Begriffes Sinnliche Deprivation

Durch den Begriff der sinnlichen Deprivation wurde in mir das Bild eines weinenden Kleinkindes aufgerufen, das schwer von Deprivation bedroht wird. Das Kind sitzt gefangen in einem Gitterbettchen im Zwielflicht eines karg eingerichteten Raumes. Mit letzter Kraft weint und schreit es. Mit einem letzten Rest an Wut und Trauer kämpft es darum, angenommen, als leiblich-seelisches Wesen anerkannt ... eine Person zu werden. Doch dieser intersubjektiv angelegte Akt des Weinens und Klagens versagt: Das Kleinkind bleibt allein. Und hierauf kommt es an: In meinem konnotativ-assozierten Bild der sinnlichen Deprivation fehlt die leibliche Präsenz eines anderen Menschen; es fehlt die Ge-

genwärtigkeit eines menschlichen Körpers: 36 Grad warm. Es gibt in diesem Bild niemanden, der das Kind hochnimmt und ihm die Bewegung des Eigenkörpers durch Zeit und Raum spüren lässt. Niemanden, den das Kind riechen kann, keinen Herzschlag, den das Kind durch die Brust, an der es liegen darf, hören kann. Es kann keine andere Kleidung, keine andere Haut in den Mund nehmen, mit der hochauflösenden Sensibilität von Zunge und zahnlosem Zahnfleisch ertasten; es kann niemand anderen schmecken. Es fehlt die kräftige Resonanz einer erwachsenen Stimme, die den Körper des Kleinkindes mit in Schwingung versetzt, dessen Hörsinn wachruft und dessen Blick unwillkürlich auf sich zieht, auf ein menschliches Gesicht. Es entsteht kein reziprokes Anblicken zwischen dem Kleinkind und einem vergötterten Anderen, in dem sich das Kind geistig-seelisch widerspiegelt. Es fehlt die emphatische Resonanz eines großen, warmen, starken Körpers, der dem Kind zu verstehen gibt, dass es um seine Gefühle, um seine Bedürfnisse weiß und, dass er diese in sich aufnehmen und dort in geistige, seelische und körperliche Nahrung transformieren kann und, dass die Welt ein Ort ist, an dem sich das Kind beschützt wissen und als großartig erleben darf. All das fehlt. Das Kind ist allein und depriviert sinnlich. Ihm entgeht die intersubjektive Selbstwerdung.

2.2. Reflexive Distanzierung zum Begriff Sinnliche Deprivation

Wenngleich die pathetische Ladung dieses Begriffes mit Blick auf eine Online-Supervision von Erwachsenen ohne jede weitere Erörterung als überzogen bezeichnet werden muss, so bleibt anzuerkennen, dass ihm gleichsam eine ausreichende lexikalische Resonanz-Kraft innewohnt, um konnotativ und assoziativ auf all die psychoanalytischen und bindungstheoretischen Grundlagen zu verweisen, die der (Bielefelder) Supervision zu Grunde liegen. Bildlich gesprochen schauen Bion und Winnicott (vgl. Thiel 2020), Balint (vgl. Kaletka 2019) und Kohut (vgl. Voos 2017) mitleidig auf das von sinnlicher Deprivation bedrohte Kind. Und schmerzhaft wird Kraft der Resonanz dieses Begriffes spürbar: Sinnliche Deprivation bedeutete vor allem das räumliche Fern-Sein von anderen. Somit ist der von Rohr gewählte Begriff präzise und überpointiert zugleich. Es ist deshalb angeraten, eine Online-Supervision von Erwachsenen von dem konnotativen Potential dieses Begriffes aufklärerisch zu befreien.

Erwachsene verfügen im Gegensatz zu einem Kleinkind über Objektpermanenz: Erwachsene wissen, dass jemand weiter existiert, auch wenn er im Moment nicht im selben Raum ist, wie man selbst (vgl. Butzmann 2022). Erwachsene konstruieren zudem aus dem Verhalten anderer (bspw. dem Fernbleiben) keine Selbst-Konzepte, wie Melanie Klein darlegte (vgl. Voos 2016), mit denen sie hermeneutisch den Weg in die Welt und gleichsam zu sich selbst bestreiten, denn Erwachsene sind bereits Gewordene!

Zudem verfügt der Erwachsene über symbolische Kompetenzen (vgl. Zollinger 2017). Nicht nur sprachliche Laute, Zahlen und Buchstaben, sondern auch Bilder und Abbildungen sind Symbole real existierender Referenzen. Und die von Rohr benannten zweidimensionalen, ausschnitthaften Hüpf-Bilder auf dem Monitor verweisen auf real existierende Personen, die sich tatsächlich in Verbindung mit der Supervision befinden, auch wenn diese Verbindung durch technische Hilfsmittel vermittelt und räumlich distanziert hergestellt ist. Und nochmal: Erwachsene sind bereits Gewordene. Sie verfügen über einen enormen Erfahrungsschatz an Begegnungen; in unterschiedlichen Rollen haben sie Interaktionen mit anderen unterschiedlichen Rollenträger*innen gemeistert und dies in der Regel im realen Raum und nicht online. Und all diese körpersinnlichen Resonanzenerfahrungen tragen sie gestalthaft unter ihrer Haut in Form kristallinen Erfahrungswissens (vgl. Stangl 2022b). Und auf eben jenes Wissen greift der Erwachsene zurück, wenn er sich in einer technisch vermittelten Interaktion befindet.

2.3. Gestalt 1. und 2. Ordnung

Gestaltpsychologisch betrachtet ist jede menschliche Wahrnehmung Konstruktion. Nach Kant nimmt der Mensch mit den Sinnen nie das Ding an sich wahr (vgl. Robra 2018, S. 9ff.), sondern menschlich konstruierte – ergo interpretierte – Sinneseindrücke. Und diese sind fragmentiert und müssen durch mentale Leistungen zu einer Ganzheit bzw. zu einer Gestalt zusammengefügt werden. Das heißt, dass selbst in einem Zustand der zeiträumlichen Gegenwart von Interindividuen keine letztendliche Unmittelbarkeit der gegenseitigen Wahrnehmung besteht, da ja alle Welt und alle Objekte, zu denen der Mensch sich in Beziehung setzt, bereits via die menschlichen Sinne und mentaler Operationen vermit-

teltes, gestaltetes und zurecht gestutztes Konstrukt sind. Zurecht gestutzt deshalb, da Sinesindrücke auch unterdrückt und Realitätsaspekte ausklammert werden (vgl. Hagedorf et al. 2011, Kap. 2.1).

Die erlebte zeiträumliche Unmittelbarkeit ist zwar sinnlich evident, aber dennoch phänomenologisch Teil der Gestaltbildung, und sie ist entwicklungspsychologischen Veränderungen unterworfen: bspw. wenn der Mensch im Alter von zwölf Monaten lernt zwischen inner- und außerkörperlich zu unterscheiden oder mit 24 Monaten dem eigenen Selbst den Namen zuspricht, den er ständig von den Bezugsindividuen hört. Im Alter von etwa 36 Monaten transformiert er bzw. sie sein Selbstverhältnis zur Welt dann noch einmal um, wenn er*sie sich den Begriff Ich von sich selbst macht. Die konstruierte Unmittelbarkeit hängt dann weiter von der wachsenden Leiblichkeit und dem sich entwickelnden Kompetenzprofil des Individuums ab und bleibt durchweg konstruiertes Gestaltmerkmal. Doch, obgleich die Unmittelbarkeit entwicklungspsychologischem Wandel unterworfen ist, sei für die weiteren Überlegungen folgendes definiert: Sofern eine Gestalt ausschließlich durch die von den menschlichen Sinnen vermittelten Informationen konstruiert wird, soll sie hier als Gestalt 1. Ordnung definiert werden, ganz gleich auf welcher psychologischen Entwicklungsstufe.

Während einer Online-Supervision, in der die Vermittlung des Dings an sich nicht nur durch die menschlichen Sinne, sondern zusätzlich durch eine weitere Vermittlungsinstanz (Technik) vermittelt wird, geschieht folgendes: Der*die Supervisor*in spricht keine Abbilder/Symbole an, während er*sie vor einem Monitor sitzt, sondern in einer Quasi-Unmittelbarkeit, die er*sie sich mehr oder minder auch selbst vortäuscht, die Klient*innen, die er*sie meist bereits aus analoger Interaktion, d.h. als Gestalten 1. Ordnung kennt. Während der Rezeption der symbolischen Abbilder auf dem Monitor aktiviert er*sie dieses kristalline Wissen an die Gestalten 1. Ordnung und reichert die Abbilder auf dem Monitor hiermit an: Er generiert eine hybride Gestalt 2. Ordnung, eine Quasi-Unmittelbarkeit, mit der er*sie – soweit es geht – interagiert, als sei sie eine Gestalt 1. Ordnung.

Diese gestaltbildende Addition von sinnlicher Wahrnehmung mit kristallinem Wissen korreliert zum einen mit den von Rohr angeführten Studienergebnisse der Neuropsychologie, die kompensatorische Supra-Aktivitäten von Hirnarealen belegten, wie zum anderen auch mit der an der Reflexiven Tagung häufig getätigten Äußerung, dass Online-

Supervision auf besondere Weise erschöpft: Schließlich arbeitet man – bewusst oder unbewusst – mental mehr (oder zumindest anders) als in einer Präsenzveranstaltung.

Ein noch deutlicherer Beleg für die Konstruktion einer Gestalt 2. Ordnung, die durch die Addition von Sinneseindrücken und kristallinem Wissen von Gestalten 1. Ordnung konstruiert wird, sind jedoch folgende Berichte von der Reflexiven Tagung: Einige Teilnehmer*innen berichteten davon, dass sie Klient*innen, die sie zuerst online, also als Gestalt 2. Ordnung, kennenlernten, z.T. sehr sympathisch bzw. sehr unsympathisch erlebten. Bei späteren Begegnungen in Präsenz geschah dann folgendes: Die zuvor konstruierten Gestalten 2. Ordnung wurden revidiert. Die Personen sahen z.T. gänzlich anders aus, waren größer, kleiner, beleibter oder hagerer, als die Teilnehmer*innen sie online konstruiert hatte. Unbewusst mussten bei der Online-Konstruktion Gestalterfahrungen eingeflossen sein, die im Kontakt mit anderen Personen, d.h. mit anderen Gestalten 1. Ordnung zu anderen Zeitpunkten gesammelt worden waren. Und diese entlehnten Merkmalsereinerungen brachen sich nun an der analogen Wirklichkeit der Klient*innen. Neben den äußeren Merkmalen der Klient*innen änderte sich zudem auch der eingestellte Selbstbezug (Sympathie/Antipathie), den die Tagungsteilnehmer*innen/die Supervisor*innen zu diesen hybriden Gestalten 2. Ordnung aufgebaut hatten: Sie erlebten die leibhaftige Gestalt 1. Ordnung, die sie nun von ihren Klient*innen konstruierten, plötzlich gegenteilig unsympathisch bzw. sympathisch. Bei späteren Online-Sitzungen blieb diese Gestalt 1. Ordnung sowie der veränderte Selbstbezug erhalten. Die Rückkehr zum Selbstbezug zur erstmalig entwickelten Gestalt 2. Ordnung war nicht mehr möglich: Die Gestalt 1. Ordnung behielt die Konstruktionsmacht über die Gestalt der Klient*innen und bezeugte somit einen funktionstüchtigen psychischen Apparat, der zwischen Symbol und Referenz zu unterscheiden und beides in einen adäquaten Bezug zu setzen wusste.

An dieser Stelle sei noch einmal die Quasi-Unmittelbarkeit als hybride Realität herausgestellt, die der*die Supervisor*in bzw. jeder Mensch durch seine mentale Beherrschung von Symbolen entwickeln kann. In einen Kino-Film kann er*sie auch psycho-emotional eintauchen und mitfiebern; er*sie weint und lacht – hochidentifiziert – mit den Held*innen einer erzählten Geschichte, während sein*ihr Leib selbstvergessen in der Dunkelheit eines Kinosaals sitzt. Oder Kinder werden von Indianern verfolgt, während sie auf Fahrrädern im Kreis fahren, mit der Erbsenpistole um sich schießen und dabei einen dünnen Filzhut und eine Plastikweste aus dem Karnevalssortiment des städtischen Kaufhauses

tragen. Das heißt, ob allein oder gemeinsam: Wenn man sich in eine Fantasie begibt, entwickelt der menschliche psychische Apparat eine Quasi-Unmittelbarkeit, eine Gestalt, die beizeiten nicht von der Realität unterschieden werden kann (vgl. Goethes „Erlkönig“ in Lastowiecki 2021).

Es bleibt also bis hierher zu konstatieren: Während Supervisor*in und Klient*innen in einer Online-Supervision bemüht sind, die gemeinsame Fantasie der Unmittelbarkeit zu generieren und sich deshalb auch wie Gestalten 1. Ordnung ansprechen, so müssen sich alle Beteiligten in einem anderen modus operandi befinden, als wenn sie sich tatsächlich zeiträumlich unmittelbar leiblich gegenüber sitzen. Die Online-Supervision ist bezüglich ihrer Unmittelbarkeit ein So-tun-als-ob, ein symbolisches Spiel (vgl. Zollinger 2017) und damit ursprünglich abstrakter und zwangsläufig konstruierter. Im nomothetischen Sinn bleibt es deshalb zwar unklar, wieweit die Resonanz, während einer Online-Supervision, vermindert und durch intellektuelle Zeicheninterpretation ersetzt bzw. erschwert wird. Theoretisch erscheint eine potenzielle Minderung oder Verzerrung der Resonanzfähigkeit bis hierher jedoch plausibel.

Um die theoretischen Überlegungen mit idiographischer Empirie zu verknüpfen, sei nun im Folgenden von zwei aufeinanderfolgenden Teamsupervisionssitzungen berichtet. Die erste Sitzung fand vor, die zweite fand nach der reflexiven Tagung statt. Zu Gunsten der Plastizität wird während der Falldarstellung erneut auf die erste Person Singular zurückgegriffen.

3. Falldarstellung

Die beiden Supervisionssitzungen von denen im Folgenden berichtet wird, fanden beide mit demselben Team einer Jugendwohngruppe statt. Ich arbeitete mit dem Team schon mehr als 18 Monate zusammen, als von der Fachbereichsleitung wegen der Omikron-Variante des Corona-Virus die Umstellung auf Online-Supervision angewiesen wurde. Ich hatte alle Teammitglieder bislang also ausgiebig als Gestalten 1. Ordnung kennengelernt, als ich nun vor ihren rechteckigen Symbolisierungen auf meinem Monitor saß.

3.1. Die Begegnung von Gestalten 2. Ordnung

Ich eröffnete die Eingangsrunde, und es verwunderte nicht, dass etwa die Hälfte des Teams davon berichtete, angesichts der aktuellen Lage verunsichert zu sein. Zwei der sieben Kinder, die in der Einrichtung lebten, waren positiv getestet worden. Die Zukunft war nicht planbar, die Schwere der Erkrankung noch ungewiss, und die Auswirkungen auf die anvertrauten Jugendlichen, die weitere Quarantäne oder Schulschließungen mit sich bringen würden, konnten nicht eingeschätzt werden.

Ich nahm eine diffuse Dringlichkeit wahr. Und um die Unsicherheiten hinsichtlich der aktuellen Situation und der ungewissen Zukunft aufzufangen, schlug ich vor, sich mit dem Worst-Case-Szenario auseinanderzusetzen. Sei man hierauf vorbereitet, so meine logische Argumentation, sei man auf alles vorbereitet. Der Teamleiter nickte dies eilig ab, während er offensichtlich vor seinem Monitor noch anderen Arbeiten nachging. Ich interpretierte, dass er sich über die neue Situation einen Überblick verschaffen und Handlungssicherheit erlangen wollte, während er mit einem Ohr der Supervision beiwohnte. Die Hälfte des Teams wirkte angesichts der Lage eher entspannt: Man würde es schon schaffen. Gemeinsam wurde also überlegt, wie das Worst-Case-Szenario aussehen könnte. Nach einigem Rechnen kam das Team überein, dass es sich im schlimmsten Fall um eine dreimonatige Quarantäne für die Kinder und die Einrichtung handeln würde. Ich resümierte, dass dies die Hälfte der Zeit sei, die das Team bereits gemeistert hatte. Ein halbes Jahr Homeschooling lag noch nicht allzu lang für das Team zurück und hatte an den Kräften der gesamten Einrichtungen gezerrt.

Da die Kinder in unterschiedlichen Zeitfenstern auch Quarantäne auf ihren Zimmern hätten, wurde die Planung des Alltags durchdacht: Sitzordnungen während der gemeinsamen Mahlzeiten, Einbezug von Videoübertragungen für die Kinder in Quarantäne bei Spieleabenden oder bei Shoppererlebnissen. Der Garten wurde als große Ressource definiert, da dort auch Lagerfeuerabende mit Abstandsregelung abgehalten werden könnten usw..

Ein Teammitglied berichtete noch von seinen eigenen Erlebnissen in Quarantäne und, dass ihm diese wie Einzelhaft vorgekommen sei. Hier sei der Balkon ein wirksamer Trost gewesen, der die Isolation jedoch auch nie recht habe auflösen können. Ich war zufrieden, das Team hatte sich gemeinschaftlich mit dem Sammeln von Ideen gewappnet. Eigene

Erfahrungen mit einer Covid-Erkrankung konnten gemeinsam beleuchtet werden. Zuletzt schien die Strategie, den Worst-Case theoretisch planbar zu machen, also aufgegangen.

In der Endrunde gab die Hälfte des Teams, für die die Omikron-Welle auch zuvor nicht besonders bedrohlich gewesen sei, an, dass sie auch weiterhin guter Hoffnung sei. Der Teamleiter wirkte noch immer sehr beschäftigt damit, Orientierung im Internet zu gewinnen und kommentierte, man müsse jetzt schauen, die Zukunft sei noch immer unklar. Das Teammitglied, die die Abschlussrunde beendete, kommentierte, dass die gemachten Gedanken irgendwie helfen würden. Doch sie beendete ihren Kommentar mit den Worten „... aber die Unsicherheit bleibt“.

Ich widersprach spontan: Die Auseinandersetzung mit dem Worst-Case habe doch sicherlich dazu geführt, dass man nun wieder etwas mehr Herr der Lage sei. Das Teammitglied nickte vage, schüttelte den Kopf, ließ meinen Kommentar ohne eindeutige Resonanz unvollendet.

In den folgenden Tagen geschah etwas, das mir in meiner etwa fünfjährigen supervisorischen Praxis noch nie geschehen war. In ruhigen Momenten hörte ich unablässig diesen Satz: „... aber die Unsicherheit bleibt“. Tagelang und unaufhörlich kreiste der Satz, sobald ich zur Ruhe kam, wie ein Mantra in mir. Nicht im Kopf, eher im Brustraum und dort berührte er etwas, das ich nicht sehen, nicht verstehen konnte. Ich reflektierte meine widersprechende Reaktion dem Teammitglied gegenüber, lotete aus, inwieweit gekränkter Narzissmus mich zu derselben veranlasst haben mochte: Wollte ich meine supervisorische Arbeit verteidigen? Doch diese Gedanken ließen diesen Satz nicht verstummen „... aber die Unsicherheit bleibt.“ Ich setzte mich wieder und wieder reflexiv mit dem Teammitglied auseinander, bis ich mir sicher war, die Person als Fachmenschen durch und durch ernst zu nehmen und, dass ich sie wegen ihrer Souveränität und ihres steten Mutes zur eigenen Meinung achtete. Doch all diese reflexive Nacharbeit änderte nichts. Es blieb der Satz: „... aber die Unsicherheit bleibt“ und machte mir mit seinem Bleiben deutlich, dass ich ihn noch immer nicht verstand.

3.2. Erweitertes Resonanzbewusstsein

Schicksalhafter Weise – so muss ich heute sagen – fand dann die reflexive Tagung statt. Und ich beleuchtete, gesättigt von den Impulsen und Überlegungen rund um die Phänomene Online-Supervision und Resonanz erneut die vergangene Sitzung. Dann hatte ich den Flash, das Gestalthafte zu verstehen, wie Balint es nannte: Der von mir vorgeschlagene Prozess in der vergangenen Sitzung war strategischer Natur, in sich logisch und zielte auf kognitive Lösungsorientierung und Handlungsfähigkeit ab, die mit einer Ideensammlung und in sich schlüssigem Vorbereitetsein in Verbindung stand. Auch den Erfahrungsbericht des Teammitglieds, das in Quarantäne war, hatte ich dem strategischen Vorgehen angegliedert. Dem emotionalen Hier-und-Jetzt, in dem sich zumindest die Hälfte des Teams befunden hatte, hatte ich mich jedoch nicht gewidmet, auch nicht der Rastlosigkeit des Teamleiters. Ich war all diesen emotionalen Anteilen nicht mit Resonanz begegnet, hatte sie dadurch nicht durch einen selbstexplorativen Gruppenprozess in Transformation gebracht. Wie hatte es sich für die Teammitglieder angefühlt, in Sorge um die Kinder zu sein? Wie hatte es sich angefühlt, einer Zukunft gegenüberzustehen, die weder über die Schwere möglicher Erkrankungen in der Einrichtung noch über die Auswirkungen auf die Einrichtung Auskunft geben wollte? Hatte das Teammitglied Angst? Wie tief war seine Sorge? Stand es sogar der Hoffnungslosigkeit nahe? Das Teammitglied, das etwas in meinem Container gelassen hatte, hatte all dies anklingen lassen, und ich hatte es contained, doch nicht in Resonanz gebracht. Stattdessen war ich rein theoretischen Überlegungen gefolgt.

War es das Online-Setting, das mich dazu gebracht hatte? Dann wäre dieser Fall im nomothetischen Sinn eine externe Evidenz (vgl. Beushausen & Grötzbach 2011, S. 1-7) dafür, was Rohr in ihren theoretischen Ausführungen formuliert hatte. Fakt ist zumindest, dass nach diesem Flash, der durch die bewusstseinsverändernde reflexive Tagung ausgelöst wurde, der Satz („... aber die Unsicherheit bleibt“) verklang und mein Bewusstsein hinsichtlich der Empathiefähigkeit meines Körpers und ihrer interaktiven Überführung in Resonanz wuchs.

3.3. Die Begegnung von Gestalten 1. Ordnung

Die nächste Sitzung mit dem Team der Wohngruppe fand drei Wochen nach der reflexiven Tagung und wieder in Präsenz statt. Der Worst-Case war meilenweit an dem Team vorbeigezogen, und die Omikron-Variante hatte sich im Vergleich zur vorangegangenen Delta-Variante als relativ harmlos erwiesen. Die Fachbereichsleitung hatte wieder grünes Licht für Präsenz-Veranstaltungen in der Einrichtung gegeben.

Die Sitzung war durch die vorangegangenen Meditationen, die die reflexive Tagung bei mir ausgelöst hatte, deutlich anders eingefärbt. Ich nahm mich annehmender und weicher wahr. Der Leiter, ein Mann, der sich stets kraftvoll verantwortlich für die Einrichtung und das Team zeigte und der sich meist zugewandt nach allen Seiten hin gegen Missverständnisse absicherte, wurde mir mit einem Mal auch mit seinen verletzlichen Seiten offenbar. Und tatsächlich thematisierte er in dieser Sitzung Angst und Hilflosigkeit: Er hatte Angst davor, eine Auszubildende zu kritisieren, da ihre Reaktionen nach Kritik in allzu große Unsicherheit und Selbstzweifel führten, was ihn dann möglicher Weise zu einem herrischen Chef verunglimpfte. Der Teamleiter zeigte sich kongruent verunsichert, erklärte der Auszubildenden, dass Kritik an ihr – wie an allen Untergebenen – seiner Funktion entspreche. Latent verzweifelt klärte er die Rollen, in denen er und die Auszubildende steckten und welche Implikationen im Allgemeinen und Speziellen damit einhergingen.

Nachdem im Gespräch mehrfach die hohe Verletzlichkeit der Auszubildenden angeklungen war, thematisierte ich den Mechanismus der Übertragung, woraufhin die Auszubildende offenbarte, dass sie tatsächlich eine negative Übertragung zum Teamleiter habe. Sie berichtete von besonderen psychobiographischen Elementen, die ihren Vater betrafen und, dass sie hieran bereits therapeutisch gearbeitet habe. Sie begann zu weinen. Wir arbeiteten die Gestaltähnlichkeiten zwischen Teamleiter und Vater heraus und betrachteten, welche strukturellen Gegebenheiten (bspw. das Hierarchiegefälle und die Bewertungsmacht des ausbildenden Leiters) die Übertragung begünstigten (vgl. Institutionelle Übertragung nach Mentzos 1996, S. 256-265). Der Teamleiter begann die psychoemotionale Grundlage der Auszubildenden bei der Interpretation seines Handelns zu verstehen und gab an, hierdurch entlastet zu werden. Denn die Gefühle, die er aktivierte, hatten weniger mit seiner Person als mit der Auszubildenden zu tun. Dann berichtete er jedoch

von einigen Kommunikationsakten, die ihn das eine oder andere Mal genauso haben interagieren lassen, wie es der Vater der Auszubildenden getan hatte.

Ich legte das Konzept der Gegenübertragung dar und, dass man diesem Psychomechanismus ausgeliefert ist, wenn man sich seiner nicht bewusst wird. Das Team schwieg, und für mich entstand der Eindruck, dass sich jeder mit dem gehobenen Thema (Übertragung/Gegenübertragung) seelisch beschäftigen musste: Die Klient*innen reagierten augenscheinlich mit Resonanz, d.h. mit Selbstexploration.

Nach einem langen Moment stellte ich die Frage, was dies für den professionellen Umgang mit den anvertrauten Klient*innen/Kindern bedeutet und gemeinsam konnte das Thema auf das Klientel der Einrichtung übertragen werden. Mehr und mehr wurde offenbar, dass Selbstgewahrsein und Selbstkenntnis wichtige Bestandteile professioneller pädagogischer Arbeit sind.

Den letzten Teil der Sitzung verbrachten wir mit dem Krieg in der Ukraine und, was dieser in allen Teammitglieder aufwirft. Nachdem das eigene Verstört- und Verängstigtsein seinen Raum erhalten hatte, wurde überlegt, wie Kinder und Jugendliche das Thema angehen und wie pädagogisch adäquat damit umgegangen werden kann.

Für diese Sitzung, in der ich mir der Resonanz, als professionelles kommunikatives Handeln, deutlich bewusster war als zuvor, bleibt zu resümieren, dass bei den besprochenen Themen eine Analyse stattfand, die die emotionalen Gehalte mitberücksichtigte. Dann entstand ein gemeinsames gestalthaftes Verstehen (s. Kap. 1.2), das dem Eindruck nach zur Selbstexploration bei den Klient*innen führte. Zuletzt wurde das Verstandene in das professionelle Handeln mit den Anvertrauten übertragen.

4. Objektivierbarkeit der gewonnenen Erkenntnisse

Der dargelegte Fall zeigt, dass in einer Online-Sitzung – wie von Rohr beschrieben – Resonanz weniger Teil eines Beratungsprozesses sein kann als in einer Präsenz-Sitzung. Doch der vorgestellte Fall kann hinsichtlich der theoretischen Überlegungen nicht als Konstruktvalidierung erachtet werden. Viel zu offensichtlich stellt sich die Frage, ob es

die Differenz von Online- und Präsenz-Format war, die den Supervisionsprozess so unterschiedlich gestaltet hat oder, ob es nicht vielmehr die bewusstseinsbildende reflexive Tagung war, deren Wirkung in der Fallbeschreibung zum Ausdruck kommt.

Theoretisch bleiben bis hierher dennoch folgende Hypothesen festzuhalten:

1. Die Güte supervisorischen Outcomes zeigt sich u.a. durch gemeinsames gestalthaftes Verstehen.
2. Gemeinsames gestalthaftes Verstehen wird unter Einbezug emotionaler Aspekte in den Reflexionsprozess ermöglicht.
3. Der Einbezug emotionaler Aspekte gelingt während der Interaktion in supervisorischen Sitzungen durch Resonanz auf Seiten von Supervisor*in und Klient*innen (s. Kap. 1.1).
4. Resonanz ist (m.E.) objektiv beobachtbar durch bestimmte Transaktionen des*der Supervisor*in sowie durch selbstexploratives Verhalten bei den Klient*innen (vgl. Forschungsarbeiten von Carl Rogers zur Therapeuten-Variable Empathie in Reininger 2008, S. 42ff.).

Wenngleich also eine theoretische Plausibilität hinsichtlich der dargelegten gestaltpsychologischen Mechanismen und ihren Auswirkungen auf das Resonanzverhalten während einer Online-Supervisionssitzung konstatiert werden darf, darf aus nomothetischer Perspektive gleichsam ein weiterführender Forschungsbedarf konstatiert werden. Um die Hypothese empirisch zu überprüfen, ob und in welchem Maße Resonanz in Online-Sitzungen tatsächlich vermindert zu beobachten ist, bedarf es weiterführender Vergleichsstudien. Hierbei könnte das von Carl Rogers gewählte Studiendesign zur Evaluierung der Therapeuten-Variable Empathie (vgl. Reininger 2008, S. 41ff.) angewendet werden und objektive Ergebnisse generieren. Diese Ergebnisse könnten bspw. hinsichtlich curricularer Anforderungen Auskunft darüber geben, mit welcher Dringlichkeit Resonanz auch in technisch vermittelter Interaktion zu lehren ist. Oder Ergebnisse von der Erforschung von Klient*innenzufriedenheit könnten hiermit korreliert werden, um die Wichtigkeit von Verstehensprozessen in der Supervision breiter und tiefer zu verstehen. Ohne die Ergebnisse aus solchen nomothetischen Vergleichsstudien kann unter Fachleuten zwar eine phänomenologische Einigkeit über die dargelegten Sachverhalte bestehen. Hinsichtlich

einer Kommunikation in andere soziale Felder und Professionen, muss die Institution Supervision trotz aller idiographischen Verständigung mit der berechtigten Reaktion rechnen, dass aber die Unsicherheit bleibt.

Literatur

- Beushausen, Ulla & Grötzbach, Holger (2011): Evidenzbasierte Sprachtherapie. München: Urban & Fischer.
- Butzmann, Erika (2022): Objektpermanenz. In: socialnet Lexikon, [online] URL: <https://www.socialnet.de/lexikon/Objektpermanenz#:~:text=Objektpermanenz%20bezeichnet%20in%20der%20Theorie,Verschwinden%20das%20Kind%20beobachtet%20hat> [Stand: 26.03.2022].
- Eichfelder, Johann (2019): Balintarbeit als berufsbezogene Selbsterfahrung. In: Psychotherapie, 24-2, S. 126-142.
- Förstl, Hans (2007): Theory of Mind. Neurobiologie und Psychologie sozialen Verhaltens. Heidelberg: Springer.
- Gugutzer, Robert; Klein, Gabriele & Meuser, Michael (Hrsg.) (2017): Handbuch Körpersoziologie, Bd. 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS.
- Hagendorf, Herbert; Krummenacher, Joseph; Müller, Hermann-Josef & Schubert, Torsten (2011): Allgemeine Psychologie für Bachelor: Wahrnehmung und Aufmerksamkeit. Berlin & Heidelberg: Springer.
- Hellwig, Christiane (2020): Das Personenzentrierte Zwei-Kräfte-Modell. In: Gesprächspsychotherapie und Personenzentrierte Beratung, 4, S. 24-27.
- Kaletka, Sascha (2018): Die Anwendung von Theorien reflexiven Denkens auf den Fall Frau A. München: Grin.
- Kaletka, Sascha (2019): Das Ehepaar Balint. Eine „Pharmakologie der Droge Arzt“. München: Grin.
- Lastowiecki, Matthias (2021): Der Erlkönig – Johann Wolfgang von Goethe, [online] URL: <https://www.literaturwelt.com/der-erlkonig-johann-wolfgang-von-goethe/> [Stand: 02.04.2022].
- Margelisch, Katja (2011): Empathie in der Psychotherapie. Neuronale Grundlagen und Implikationen für die Praxis. München: Grin.
- Mentzos, Stavros (1996): Neurotische Konfliktverarbeitung. Einführung in die psychoanalytische Neurosenlehre unter Berücksichtigung neuer Perspektiven. Frankfurt am Main: Fischer.
- Reininger, Astrid (2008): Die Einstellung des Therapeuten in der Personenzentrierten Psychotherapie und ihre Integration in andere psychotherapeutische Konzepte (Diplomarbeit), [online] URL: <https://core.ac.uk/download/pdf/11582679.pdf> [Stand: 02.04.2022].
- Robra, Klaus (2018): Wie ist Erkenntnis möglich? Kants Theorie und ihre Folgen. Schicksalsfrage der Menschheit? München: Grin.
- Schulz von Thun, Friedemann (1996): Miteinander reden 1. Störungen und Klärungen. Reinbek bei Hamburg: Rowolt Taschenbuch.

- Stangl, Werner (2022a): Resonanz. In: Online Lexikon für Psychologie und Pädagogik, [online] URL: <https://lexikon.stangl.eu/16719/resonanzgesetz> [Stand: 26.03.2022].
- Stangl, Werner (2022b): Kristalline Intelligenz. In: Online Lexikon für Psychologie und Pädagogik, [online] URL: <https://lexikon.stangl.eu/16719/resonanzgesetz> [Stand: 26.03.2022].
- Thies, Anaa-Lena (2020): Die Rolle der Supervisorin als „Mülleimer“ oder Containment will gelernt sein. In: Fortbildungsinstitut für Supervision (FIS): Newsletter 16, [online] URL: https://fis-supervision.de/wp-content/uploads/2020/06/2006_thies.pdf [Stand: 26.03.2022].
- Voos, Dunja (2016): Das Unbewusst bei Melanie Klein. Der Angriff auf die böse Brust. In: Medizin im Text, [online] URL: <https://www.medizin-im-text.de/2016/36634/das-unbewusste-bei-melanie-klein-angriff-auf-die-boese-brust/> [Stand: 26.03.2022].
- Voos, Dunja (2017): Selbstpsychologie von Heinz Kohut. In: Medizin im Text, [online] URL: <https://www.medizin-im-text.de/2017/21914/selbstpsychologie/> [Stand: 26.03.2022].
- Wulf, Christoph (2017): Mimesis. In: Gugutzer, Robert; Klein, Gabriele & Meuser, Michael (Hrsg.): Handbuch Körpersoziologie, Bd. 1: Grundbegriffe und theoretische Perspektiven. Wiesbaden: Springer VS, S. 73-78.
- Zollinger, Barbara (2017): Entwicklungspsychologische Grundlagen der Sprachtherapie. In: Grohnfeldt, Manfred (Hrsg.): Kompendium der akademischen Sprachtherapie und Logopädie. Band 2: Interdisziplinäre Grundlagen. Stuttgart: W. Kohlhammer, S. 235-251.